

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 36.

Dienstag, 12. Februar.

1929.

(2. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

„Schreckliche Zeiten. Mein Sohn Kolya ist gestern nach der Stadt gefahren. Unfahrlches geschieht: man hat die Banken beschlagnahmt. Man erhält von seinem Eigentum nur lächerliche Summen auf einmal. Die jemme de chambres verbraucht mehr für ihre crèmes in einem Monat, als sie einem ausbezahlen. Und irgend ein Juwel muß kontresignieren, ehe man dieses Nichts in die Hände bekommt. Welch ein Affront. Mon Dieu, und dann die ewige Sorge um Kolya. Er expo niert sich. Heute wieder diese Fahrt. . . Nie weiß man, ob man sich wieder sieht, wenn man sich für Stunden trennt. Ich wollte fort. In meine Heimat, nach Paris. Aber man läßt uns nicht mehr fort. Wir waren sorglos. Benita vor allem.“

Benita Mironow stellt die kleine Kanne mit Tee-Extrakt auf den Samowar zurück.

„Ich glaube, wir brauchen jetzt keine Sorge zu haben. Die Deutschen sind ja hier ganz nahe. Man wird Sie leicht zu ihren Linien führen können, Herr Sollern.“

Madame Mironow wirft einen raschen Blick zu der Schwiegertochter hinüber. „Ja, die Deutschen“, sagt sie, lächelt und läßt für Sekunden die Augen.

„Es war Zufall, daß Sie gerade hier durchkamen?“ Benita Mironow spricht ganz ruhig.

„Nicht so ganz Zufall wohl. Ein sonderbarer Mensch hat mich hierher geführt.“

Sonderbar war er? Was gab es Merkwürdiges an ihm?“

Sep Sollern scheint es, als sei die Frage dringlicher, als es der harmlose Gegenstand ihres Gesprächs bedingte.

Er lacht. „Ja, gnädige Frau, nun fange ich doch an, Geschichten zu erzählen. Ich hasse das nämlich: Flüchtlingslegenden, vom Verfasser selbst rezitiert. Also der Mann, der sich wie ein Bauer trug, war bestimmt keiner. Und dann gesiel mit gar nicht, was der Kœl sagte. Ich werde etwas vorsichtig sein, wenn ich von hier ausziehe.“

Scheint es ihm nur so, oder ist Benita Mironows Gesicht um einen Ton blässer als zuvor?

„Ja, tun Sie das. Wir sind umgeben von Feinden“, sagt sie und lehnt sich tiefer in den Schatten zurück. Das Lächeln auf Madame Lättias Gesicht ist verschwunden.

Aber dann ist wieder ihr liebenswürdiges, nichts sagendes Geplauder da, und er gibt ihr Antworten, die sie aufs Beste zu unterhalten scheinen. Benita Mironow spricht beinahe nichts mehr. Doch darüber ist sich Sep Sollern erst viel später klar geworden.

Damals schien es ihm, als hätten sie lange und vollkommen allein Zwiegespräche gehalten.

Die blauen Flammen der Kohlen unter dem Samowar spielen, und manchmal jaulen die Hunde in der Ecke des Osens laut im Schlafe auf.

Madame Mironow nimmt einen Miniaturspiegel aus der kleinen goldenen Tasche, die immer neben ihr liegt, und verbessert dann aufmerksam die Puderschicht an ihrem etwas allzu vollen Hals. Dabei seufzt sie ein wenig.

„Sie waren gefangen, sagt man mir. Oh, mir ging

es nicht anders. Drei Winter in diesem schrecklichen Lande! Man wußte früher nichts davon. Man fuhr an die Riviera, nach Ägypten . . . die einzigen Möglichkeiten für den Winter. Wo nahm man Sie gefangen?“ fügt sie hinzu, als sei es nur nebensächliche Pflicht der Höflichkeit, ihn danach zu fragen.

„Ich hatte Arbeit für russische Auftraggeber. Atelier für christliche Kunst. Madonnen vor allem. Dazu mußte ich ein paar Jahre nach Südrussland. Ich brauchte Geld, wollte in die deutschen Kolonien, unentdecktes Mälerland, die Russen zahlen gut. Dann kam der Krieg und man nahm mich in freundliche Obhut, als ich versuchte, mich nach Deutschland durchzuschlagen. Alles nach hielt man die Madonnen für verkappte Festungspläne. Jedenfalls wurde ich als Spion mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet.“

Sep Sollerns unbekümmerte Art zu sprechen entzückt Madame. Sie vergibt beinahe darüber den eigentlichen Zweck ihres Fragespiels. Denn dieser elegante Mensch da drüben, der in dem Anzug ihres Sohnes sich durch nichts unterscheidet von den Herren, die man in den Salons aller Länder getroffen, erinnert sie an schmerzlich entbehrte Kulturstätten . . . Petersburg . . . Paris . . . Paris

„Sie sind — Kirchenmaler?“ bedauert sie.

Sep Sollern hebt den Kopf. Er streift die Dame mit einem kurzen, kalten Blick. „Rein. Wenn ich auf eine Formel gebracht werden soll: Landschäster . . . Bergmaler.“ In seinen Augen züngeln schwarze Schlänglein auf.

Madame, etwas unsicher geworden, ist enttäuscht. Er moakt sie über sie, das ist klar. Und er zeigt es. Wie konnte sie vergleichen. Dieser Deutsche und — die andern!

„Ihre Motive scheinen mir etwas abseitig.“ Madames Stimme singt. Sie spricht jetzt ihre Muttersprache.

„Es ist gar kein Unterschied.“ Sep Sollern beugt sich ganz langsam vor. „Berge und Madonnen. Man sucht doch immer für seine Sehnsucht irgend eine Erfüllung“, sagt er und weiß, daß er niemals zuvor daran gedacht hat, Dinge auszusprechen wie diese. Es ist möglich, daß Madames singende Stimme antwortete. Vielleicht schwieg sie auch.

In der Ecke aber lehnt die Frau, wundervoll gepflegt, in dem Perlmuttenglanz des hell beschienenen Kleides, und ihre Augen liegen mit einem seltsam rätselhaften Ausdruck auf Sep Sollern. —

Es ist lange nach Mitternacht, als Madame sich erhobt und sich verabschiedet. Sie geht, von dem Tischfressen gefolgt.

Sep Sollern steht vor Benita Mironow und sucht nach einem Dankeswort. Aber alles, was ihm in diesem Augenblick einfallen will, klingt banal, sinnlos.

„Oben in Ihrem Zimmer finden Sie alles Nötige für Ihren morgigen Weg. Ich werde Sie mit guten Gedanken begleiten“, sagte die Frau einfach. Ardashew wird mit Ihnen gehen. Er weiß Bescheid. Es ist nicht das erstmal, daß er es tut. Gute Nacht.“

Sie neigt den Kopf, ohne ihm die Hand zu geben. Dann geht sie sehr rasch von ihm weg.

Sep Sollern röhrt sich nicht. Er karrt dorthin, wo

Benita Mironow noch oben vor ihm gestanden hat. Als er sich, durch ein Geräusch aufgestört, umwendet, ist der Tscherteske unter der Tür, die er für ihn aufhält.

Scharf heben sich die Kreuze der vielen hohen Fenster in allen Räumen, durch die Benita geht, von dem ausgehöhlten Nachthimmel. Es ist fast und das Schneelicht läßt die Gegenstände in den schön erhaltenen Zimmern in deutlichen Umrissen erkennen.

Benita braucht kein Licht, um sich hier zurechtzufinden. Ihre Heimat ist es. Sie geht nicht rasch. Manchmal streift ihre Hand über das edle Holz eines mächtigen Schrankes. Generationen der Borns, zu denen sie gehört, haben diesen Hausrat zusammengestragen. Eine jede hatte dabei den Gedanken an die nächsten, endlosen Reihen der Nachfahren und wählte danach: für Ewigkeiten. Alles war voll Geschichte. Die Geschichte derer, die seit Jahrhunderten hier auf Vorposten standen.

Harte, abenteuerlustige, tapfere Männer und Frauen. Willensstark, wie die es gewesen, die dieses Land erobert und es zu einem Völkervolk deutscher Art und Macht gestaltet.

Herrisch und unbeugsam in Zugehörigkeit zu immer wechselnden Staatswesen. —

Schweigend liegt das Land jetzt, neuen Qualen zu bestimmt. Sie warten dort draußen. Benita weiß es. Und sie ist bereit, es auf sich zu nehmen. So wie es die getan haben, deren Blut in ihr ist.

Nachts geht sie um das Haus, die Ställe und Scheunen. — Ist nirgends ein Knistern und Schwelen?

Ein... zweimal plärrt es schon an ihr vorbei. Sie hat nicht gezuckt.

Man weiß es: sie schießen jetzt überall aus dem Hinterhalt. Der Merlinger Baron ist blutend im Schlitten gelegen, wie die Pferde führerlos damit auf den Hof jagten. Den Herrn v. Ottern fand man tot im Graben seiner berühmten Moordrainagen...

Banden streifen. Nächtelang sieht man da und dort in der Ferne Brände. Wilde Gerüchte sprengen die gesetzte Ruhe der Herrensöhne.

Manchmal hört man ein rohes, häßliches Lachen aus den Gesindestuben, in den Ställen.

Aber in den Häusern leben noch, unangetastet, die Schicksale von Jahrhunderten und von den Wänden des Schwoliner Schlosses sehen die Bilder... Benita kann die Gesichter nicht deutlich mehr erkennen, aber sie hat den Ausdruck eines jeden einzelnen, ihr von Kind an vertraut, im Gedächtnis. Und alle, die dort von den Wänden ihres Hauses jahen, Männer und Frauen, in Leidenschaft und Gefahr, in Liebe und Not, in hartem Wollen und königlichem Völlbringen, deutsch sind sie geblieben bis an das Ende.

Manchmal wollte in Benita Mironow die Angst aufsteigen, die beschämende, zitternde Angst, daß die Kraft dieses ererbten Blutes in ihren Kindern überwuchert werden könnte von dem Fremdstämmigen, schmeichelnd Beförenden, dem sie selbst unterlegen ist.

Dann nahm sie ihre Töchter, ging mit ihnen von Bild zu Bild und sprach ihnen von den Schicksalen und Taten der Borns.

Schutz und Völkervolk war ihre Heimat allen. Unmöglich, daß es einmal anders werden sollte.

An der letzten Türe machte Benita Halt. Dahinter beginnt fremdes, nie verstandenes Reich. Dort herrschen Madames pompöses Empire, ihre Parfüms und spielerischen Modetörheiten.

Da sind Kolya Mironows Zimmer, angefüllt mit seinen bizarren Sammlungen, zwischen weicher, orientalischer Buntheit und den sinnlos prächtigen, meterhohen Vasen in den Ecken.

Heimat? Nicht dies hier. Der Flügel wurde angebaut, als sie Kolya Mironows Frau wurde und er Schwoliner übernahm.

Ob Arbabaschew die Fremdenzimmer gut durchwärmte hielt, wie sie ihm anempfohlen? Jede Nacht kann einer anknöpfen, der ihres Daches bedarf. So wie der Fremde heute...

Benita Mironow wendet sich, hebt die Hände und legt sie flach gegen das vereiste Glas der Fenster. Sie

meint plötzlich den pressenden Druck der Finger wieder zu fühlen, die sich vor ein paar Stunden darum geschlossen. Und das Brennen eines Mundes ist auf ihnen.

Von weither kommt Schlittengeläut durch die Nacht. Kolya? denkt sie, irgendwie leise beschattet vom Klang dieses Namens. Und sucht gleichzeitig verwirrt, aufgegagt, nach der Ursache dieses traumartigen Erschreckens. Was war das?

Unten vor der Auffahrt ein paar huschende Gestalten. Sie öffnet das Fenster. „Der Herr“, ruft jemand ungeduldig. Und jetzt ist das dumpfe Aufschlagen galoppierender Hufe deutlich hörbar.

Der Schlitten hält vor dem Hause. Unheimlich ist dieses lautlose Spiel der schwarzen Schatten dort unten. So als seien sie nur noch Verzerrung des wirklichen Lebens. Nichts von dem festlichen, rotgelben Licht der Fackeln, in silbernen Behältern von Dienern gehalten. Nichts von der lauten Heiterkeit erwartungsvoller und angeregter Stimmen. Nur manchmal das Wiehern eines der Pferde, die vor dem niederen Fahrzeug zu drehen in der Reihe stehen. Ein stummes Hin und Her... So als fehlten Abgeschiedene heimlich wieder in eine Heimat, die nicht mehr die ihre ist, denkt Benita, und kann es nicht hindern, daß ein Grauen sie schüttelt.

Unten in der Halle lösen sich Kolya Mironow, die Moengards und der alte Baron Staden aus den mächtigen Pelzen...

„Ich bringe Besuch, endlich einmal wieder“, ruft der Hausherr mit gewollter Fröhlichkeit seiner Frau entgegen, als er sie, weiß und schön, die Treppe herunterkommen sieht.

„Willkommen“, sagt sie einfach und voll Herzlichkeit und küßt Frau von Moengard auf beide Wangen.

Helen Moengard blickt geradeaus, als sähe sie durch Benita hindurch und hinter ihr die Bilder unschöner Ereignisse.

„Ich danke dir“, sagt sie beherrscht. „Dein Mann traf uns in der Stadt. Wir wollten Geld holen. Aber sie geben nichts mehr heraus. Als wir nach Hause fahren wollten, war alles weg, Kutschere, Pferde, Pelze. Nur der große Schlitten stand noch in der Unterkunft.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfeffern.

(Ein aussterbender Fastnachtsbrauch.)

Von E. Trost.

Schon in den alten Chroniken aus früheren Jahrhunderten ist da und dort in Prosa und Versen allerlei vom „Pfeffern“ — auch Tütseln, Kindeln oder Kindleinstreichen genannt — die Rede; und auch heute noch wird der uralte Brauch in Dänemark, ebenso in vielen Gegenden Deutschlands und Österreichs geübt. Jedoch ist er hier längst nicht mehr so verbreitet wie vor etwa 30 Jahren, so daß auch diese Volksritte wie so manche andere in absehbarer Zeit der Vergessenheit anheimfallen dürfte.

Das „Pfeffern“ besteht darin, daß sich die Burschen und jungen Mädchen untereinander oder Kinder die Erwachsenen mit Rutenstreichen traktieren und hierfür kleine Gaben in Gestalt von Lebkuchen und dergleichen erhalten. Diese Grundform des Pfefferns ist in allen Gebieten gleich; doch die Art der Ausführung und die Tage, an denen es stattfindet, sind in den einzelnen Landstrichen sehr verschieden.

In Süßland z. B. ist das Peitschen eine ausgesprochene Fastnachtsfreude der Kinder. Diese verfertigen sich Ruten aus Tannenzweigen, die mit Seidenpavieren und Bändern gesetzt werden, schlagen damit frühmorgens alle Erwachsenen, deren sie habhaft werden können, und lassen sich dafür mit Backwerk beschweren. Im bayerischen Hochland und in Franken dagegen wird das Pfeffern schon früher, meist am Dreikönigstag oder Neujahr, abgehalten; in der Gegend von Ansbach ist sogar schon der zweite Weihnachtstag der „Pfeffertag“. Dort schleichen sich die Burschen nach Einbruch der Dunkelheit, mit kräftigen Wacholderbüscheln bewaffnet, in die Häuser ihrer Bekannten und verfolgen die dort anwesende junge Weiblichkeit mit den Rutenstößen. Nachdem das Vergnügen eine Weile gedauert hat, erhalten die Jünglinge von den Mädchen Lebkuchen, „Klebenbrot“, und den herkömmlichen „Pfefferleßchnaps“. Ein wenig anders als im Ausbäuerischen und in den benach-

baraten Gebieten spielt sich das Pfeffern im Bamberger Land und in der Oberpfalz ab. Hier werden ausschließlich Haselzerten oder die Barbarazweige — kleine Obstbaumäste, die man am St. Barbaratage schneidet und im warmen Zimmer ins Wasser stellt, um sie dadurch zum verfrühten Austreiben zu bringen — zum „Fikeln“ verwendet, und man singt oder spricht dabei die verschiedensten, oft recht originellen Fikelerme oder Pfefferrüüche.

Auch ist dort das Pfeffern nicht das alleinige Vorrecht der Burischen. Diele weitsamen zwar am zweiten Weihnachtsfeiertage, allein die Mädchen halten sich dafür an Neuauf, dem „Madlaßpfefferfest“; schadlos und beweisen, daß sie das Dreihauen mindestens ebenso gut verstehen. Gleich den Burischen eröffnen sie ihre Täigkeit mit festlichend Sprüchen und fordern am Schlus für das Fikeln ihre Gaben; als einzigen Unterschied haben sie nur, altem Herkommen gemäß, ihre Pfefferruten mit Rosmarinzweiglein durchlochten.

Da schon seit frühesten Zeiten das Pfeffern mit meist in allerhand Formen geprägten Honigkuchen belohnt zu werden pflegte, steht wohl der Name Pfeffer- oder Lebkuchen für das Weihnachtsgebäck in Zusammenhang mit einem alten Volksbrauch, dessen Entstehung unbekannt ist, der aber jedenfalls in irgend einer Sitte der alten Germanen, welche die Ausreibung böser Geister und Dämonen bezeichnete, seinen Ursprung haben dürfte.

Möglichlicherweise kann jedoch das Pfeffern, wie manch anderer ganz ähnlicher Fastnachtsbrauch, auch auf ein Frühlingsfest der Römer zurückgeführt werden. Dies fand ungefähr um die gleiche Jahreszeit statt, und schon damals eilten junge Männer, mit Gerten und Lederriemen bewaffnet, durch die Straßen und versetzten den ihnen begegnenden Frauen Schläge, die Glück und den Segen der Fruchtbarkeit bringen sollten.

Nächtliche Besuche.

Von D. Fechner.

Bleißarben wölbt sich der wolkenbedeckte Nachthimmel über mir, und um mich herricht das Schweigen der menschenfernen Einsamkeit, die nur durch das Zwiegespräch eines Kauwaares ab und zu unterbrochen wird. Ich sitze in einem mit altem Kartoffelkraut ausgebauten Erdloch und warte zunächst auf die überbleibsel der Mondscheibe und nebenbei auf die jagdlich Verfemten, die nachtschwartigen Sauen, die hier frisch gebrochen haben. Rechts neben mir liegt mein Fernrohrdrilling, dessen Mündung auf einer Stange ruht, die über den vorderen Teil des Anstandes gelegt ist.

Wenn man weder etwas sieht noch hört, schleicht sehr gerne das bewußte kleine „Männchen mit dem Sandsack auf dem Rücken“ an einen heran, um ihn einzulullen. Es ist meist kein richtiger Schlaf, von dem man befallen wird, sondern ein Mittelding zwischen Wachen und Träumen, ein gedankenloses Dösen. In diesem Zustand glitt auch ich allmählich hinüber, ohne den geringsten Versuch, Widerstand zu leisten.

Wie lange ich so gesessen, vermag ich nicht genau zu sagen. Der Mond ließ aber noch immer auf sich warten, als plötzlich etwas Kaltfeuchtes meine rechte Wange berührte und mich in die Wirklichkeit zurücksetzte. Obgleich mein Erschrecken nicht gering war, stieß ich doch weder einen Ton der Überraschung aus, noch machte ich eine körperliche Bewegung, sondern saß, die Hände im Jagdmuff, mußmäuschenstills und zermarterte meinen Geist mit der Frage: „Was war das?“ Da wiederholte sich die Berührung, und ich vernahm deutlich ein stimmloses Trenzen, wie es treibende Rehböcke häufig von sich geben. In diesem Augenblick mußte ich schlucken, wodurch das rätselhafte „Etwas“, von dem ich ja noch nicht wußte, was es eigentlich war, veranlaßt wurde, zurückzufahren und sich mit dem schon erwähnten „Trenzlauten“ zu entfernen. Doch schon nach wenigen Sekunden merkte ich, daß es sich mir wieder näherte, und aufs neue wurde ich im Gesicht bewendet und beschwippt. Dies dauerte wieder so lange, bis ich schlucken mußte, was den geheimnisvollen Besucher einigermaßen verscheuchte.

Mittlerweile war es aber doch etwas heller geworden, auch hatte ich mich noch tiefer in meinen Stand gedrückt, so daß sich der „Lüblüsterne“ Kopf gegen den Horizont etwas abhob. Ich erkannte nun deutlich, daß es ein Rehkopf war, der sich über meinem Gesicht bewegte, ja später, als es noch etwas heller geworden, erkannte ich sogar, daß es sich um einen Bock handelte, der schon abgeworfen hatte.

Etwas eine Viertelstunde lang wurde ich auf die beschriebene Weise von dem Rehbock von allen Seiten — er kam manchmal auch von links — bewendet und beprustet. Aber nicht genug damit, stand er plötzlich mit den Vorderläufen neben mir im Anstand und warf mit dem Geißbock-Drilling so energisch nach links, daß die Mündung von der Stange herunterrutschte und mir auf die Beine fiel. Es schrie jetzt nur noch, daß er mich mit den Läufen ins Gesicht geschlagen oder mit der Schale einen Abzug der Waffe berührte und geschossen hätte. Hierzu wäre es vielleicht auch noch gekommen, wenn ihn mein Schlüssel und Tiefatemholen nicht jedesmal für wenige Sekunden verschleucht hätte. Dieser „Rückzug“ wurde stets unter heftigem Trenzen und Brüsten vollführt. Manchmal entfernte er sich weiter als gewöhnlich und blieb dann auch so lange aus, daß ich annahm, das „Theater“ sei nun endlich abgeschlossen. Doch kaum gedacht, kam er auch schon wieder angesaut, froh zu mir in den Anstand und wußte mich mit dem Geißbock, wo er gerade hingraf.

Ich will die Zeit nicht übertreiben, aber eine halbe Stunde ist es sicherlich gewesen, die mich der „närrische Kauz“ beschäftigte. Als er endlich abzog, geschah dies auch nur deshalb, weil ich mich mal heftig bewegte, um ihn überhaupt loszuwerden.

Ein zweites Bild. Gerade im Begriff, mit meiner „besseren Hälfte“ ins Revier zu gehen, wurde das kleine Waldörlchen, in dem ich einige Jagdtage verbrachte, durch Feuerlärm aufgeschreckt. Als ich an der Brandstätte erschien, stand das Wohnhaus eines kleinen Besitzers bereits in lichten Flammen. Da weder eine Spritze noch genügend Wasser vorhanden war, brannte das Haus bis auf die Umfassungsmauern nieder, und gegen 22 Uhr konnten sich die Helfer, bis auf eine kleine Wachmannschaft, wieder nach ihren eigenen Heimstätten begeben. Dies tat auch ich. Da aber die runde Vollmondschale am wolkenlosen Himmel stand, das Svätherbstwetter auch nicht unfreundlich war, beschloß ich, die Nacht draußen im Revier zu verbringen, um vielleicht ein Schwein zu schießen. Meine Frau gab hierzu ihre „Erlaubnis“, aber nur unter der Bedingung, daß sie mich begleiten könne, was mir sehr recht war.

Da ich schon im voraus wußte, daß sie auf die Dauer den Angriffen des Schlafgottes nicht widerstehen würde, nahm ich ein Kissen und einige Decken mit, um sie vor Erfüllung zu schützen. Wir setzten uns am Waldrand zwischen zwei starlen Kiefern, die etwa anderthalb Meter voneinander standen, an, d. h. meine Frau saß weniger als sie lag, und sie füllte so den Raum zwischen den Kiefern aus.

Zuerst unterhielten wir uns flüsternd und rühmten die Herrlichkeit einer im Freien verbrachten Mondnacht in allen Tönen schwärmender Naturfreunde. Bald aber wurden die Antworten des Ehegesponstes einsilbiger, und kurz nachher erkannte ich an ihren regelmäßigen Atemzügen, daß sie den Angriffen des Schlafgottes erlegen war. Ich ließ sie ruhig schlafen und konzentrierte meine Aufmerksamkeit auf das Feld vor mir.

Da ließ mich ein Poltern hinter uns zusammenzucken, und ich wandte den Kopf so weit rückwärts, als mir dies möglich war. Das Geräusch kam näher und näher und schnurstracks auf uns zu; zweifellos wechselte starkes Wild heran. Da ein kurzes Stutzen und Grabesstille! Doch nicht lange. Bald ging es wieder: „Hoppa, hoppa, hoppa...“ und eine Rotte Sauen, zwölf an der Zahl, sprang nach innander über meine schlummernde Frau hinweg und begann, auf dem Felde angekommen, sofort zu brechen. Ich suchte mir ein starkes Stück aus und machte Damof. Mit einem Schredensruf fuhr die Schläferin auf und rief: „Jetzt hat es eingeschlagen!“ Ich erzählte ihr, was sich in der letzten Minute ereignet hatte, was sie aber nicht glauben wollte, bis sie das erlegte Schwein von der Wahrheit des Gesagten überzeugte.

Die Welt der Frau

Vögel aus einem Nest...

Warum streiten sich Geschwister?

„Wie kommt es eigentlich, daß Geschwister sich so häufig streiten?“ frage mich neulich einmal eine bekümmerte Mutter. „Mit unseren Kindern ist es geradezu schrecklich, sie können und können sich nicht vertragen!“ Gewiß, sie haben sich bei allem lieb, und noch außen hin, Dritten gegenüber, halten

sie zusammen, wie Bech und Schwefel. Ritterlich tritt der Große für den Kleinen ein, wo immer er Gelegenheit dazu findet, etwa auf dem Schulplatze, im Spiel mit Kameraden usw. Umgekehrt fährt der Jüngere jedem wie eine kleine Fürie an den Hals, der es wagt, in irgend einer Form dem großen Bruder zu nahe zu treten. Familiengefühl haben sie also, aber ich wünschte, daß man im Schoße der Familie etwas davon bemerkte! Doch weit gefehlt. Dauernd gibt es kleine und größere Zwistigkeiten; jetzt will der Große den Kleinen

bevormunden und ersiehen, was dieser sich nicht gefallen lässt mit der an sich ganz richtigen Behauptung, daß nur die Eltern ihm etwas „zu sagen“ hätten, worüber aber der Große sehr getränkt ist. Ein andermal hat der Kleine sich über irgend welche Besitztümer des Großen hergemacht und weigert sich, sie herauszugeben. Und so gibt es jeden Tag fast etwas anderes, und das Resultat ist fast immer Geschrei und Prügelei. Man kann sich die Jungen wundreden, um Frieden zu stiften, bei dem geringsten Anlaß geht es doch wieder los. Ich bin zuweilen ganz unglücklich über diese Gewohnheit, aber die Erfahrungen, die ich bei mehreren meiner Freindinnen mache, beweisen mir, daß meine Kinder wenigstens nicht die einzigen sind, die sich dauernd, halb im Ernst und halb im Scherz, jappen, neden und auch streiten. Immerhin ist das nur ein schwacher Trost. Man sollte doch meinen, Geschwister müßten sich von Natur gut vertragen, da sie durch die gleiche Abstammung, die Zusammengehörigkeit und das fast ständige Zusammensein soviel Gemeinsames haben. Aber es ist eine alte Erfahrung, daß Geschwister mit anderen, nicht zur Familie gehörigen Kindern meist viel bessere Kameradschaft halten, als untereinander. Woher mag das kommen?

In dem geschilderten Falle wird des Räths Lösung wohl darin liegen, daß zwischen den beiden Brüdern ein ziemlich großer Altersunterschied bestand, ohne daß dieser durch das Vorhandensein anderer Geschwister ausgeglichen wurde. Wenn in einer Familie mehrere Kinder in verschiedenen Altersstufen sind, so pflegen sich die nach den Jahren und den Interessen Passenden zusammenzuschließen, und dadurch mildern sich ganz von selbst schon viele Gegensätze. Aber auch in diesem Falle ist das Problem „Ältere“ und „Kleinkinder“ in der Kinderstube nicht immer leicht zu lösen. Bei den größeren Kindern spricht, namentlich solange sie noch selber nicht in der Lage sind, sachlich zu denken und sich ein richtiges Urteil zu bilden, nur zu leicht ein — wenn vielleicht auch unbewußtes — Gefühl des Neides mit. Mit dem „Kleinen“, so finden sie, werden viel mehr Umstände gemacht als mit ihnen. Alles wird dem Kleinkind erlaubt oder doch stillschweigend durchgehen gelassen, was sie nicht mehr dürfen oder nie gedurft haben, weil es eben das Jüngste ist. Täglich erhält es allerlei Vergünstigungen, wenigstens scheint das den Größeren so, und leider ist es ja auch oft der Fall, daß solch ein Kleinkind von den Eltern absichtlich oder unabsichtlich, jedenfalls aber deutlich bemerkt bei den älteren Kindern vorgezogen wird. Hieraus entsteht sehr leicht bei diesen ein Gefühl der Zurücksetzung, und man kann es gewiß nicht billigen, aber doch verstehen, daß sie aus diesem Empfinden heraus durch ein gewisses Befehlshabertum und auch gelegentliche Gewalttätigkeit ihre ursprüngliche Vorzugsstellung zu behaupten, bzw. zurückzuerobern suchen. Umgekehrt fühlt das jüngere Kind sich oft dem älteren gegenüber im Nachteil, in allem last ist ihm dieses überlegen, es ist größer, stärker, kennt und kann so vieles, was dem kleineren noch verschlossen bleibt. Vielleicht auch ist das jüngere gewohnt, von den Eltern die Erfüllung aller seiner Wünsche und mancherlei Verhörfertigung zu erfahren. Nun ist da ein anderes Wesen, das gleichfalls gebieterrisch allerlei Rechte beansprucht und ihm selber ganz automatisch, durch keine bloße Existenz seine Vorteile schmälernt. In jedem von uns steht ein Egoist, und so ist es nur natürlich, daß in dem jüngeren Kinde eine gewisse Rivalität erwacht und das Gefühl, sich durchsetzen und behaupten zu müssen. Nicht viel anders ist es mit Brüdern und Schwestern, bei denen gemeinlich Zweiste an der Tagesordnung sind, auch wenn nicht durch besonderen Altersunterschied Gegensätze geschaffen werden. Man muß dies darauf zurückführen, daß es immer noch in den meisten Familien der Brauch ist, die Söhne zu bevorzugen aus dem einzigen Grunde, weil sie eben Söhne sind. Selbst die Mütter machen mit bei dieser Ungerechtigkeit, unter denen die Mädchen leiden, und hieraus entsteht auch sehr häufig der Geschwisterkonflikt. Umgekehrt ist nachweislich gerade in den Kinderjahren das Mädchen sowohl geistig als auch körperlich dem Knaben gegenüber meist weit im Vorteil, und daraus ergibt sich leicht die oben gekennzeichnete Rivalität, die man so ausgesprochen sonst meist nur zwischen beträchtlich jüngeren und älteren Geschwistern beobachtet.

Nun darf man aber alles dies nicht so tragisch nehmen. Solange die Geschwisterstreitigkeiten in bestimmten Grenzen bleiben, liegt sogar ein gewisses erzieherisches Moment in ihnen. Es ist immer wertvoll, wenn Menschen schon in ihren Kinderjahren, im Kreise der Geschwister, lernten, sich zu behaupten sowohl, als sich zu fügen. Das Zusammenhalten sowohl als auch das Sichbleiben in der Kinderstube ist ein Spiel der Kräfte und eine Übung fürs Leben. Die Aufgabe der Eltern ist hier nur, beobachtend und als Unparteiische

zur Seite zu stehen. Dies freilich ist nicht leicht, und oft wird dabei bewußt oder unbewußt gerade von den Eltern gegen das Prinzip der Gerechtigkeit gefündigt. Niemals soll man z. B. Klagen eines Kindes anhören, ohne auch das andere zu Worte kommen zu lassen, auch sollen die Eltern so wenig wie möglich in etwaige Streitigkeiten der Kinder eingreifen oder gar blindlings der einen oder anderen „Partei“ recht geben. Darauf hinaus ist es eine zwar schwere, aber dankbare Aufgabe gerade der Mutter, in ihren Kindern den Geist der Verhörfertigkeit, Nachgiebigkeit und gegenseitigen Duldung großzusiechen und das Gefühl in ihnen zu wecken, daß „Vögel in einem Nest“ zusammenhalten und sich vertragen müssen.

Der leidige Abwasch

„Wenn ich etwas hasse, so ist es das Geschirrputzen!“ so feutet so manche Hausfrau, und gewiß kann man ihr die Abneigung nachfühlen. Geschirrabbwaschen ist eine Sisiphusarbeit, eine Pflicht, die unerbittlich nach jeder Mahlzeit wieder ausgeübt werden muß und doch nie zu einer Befriedigung, einem Ende führt. Denn kaum haben wir das Frühstücksgeschirr gereinigt, so stehen schon wieder die Platten und Teller vom Mittagessen da, und kaum sind diese gesäubert und weggeräumt, so müssen die Tassen für den Nachmittagskaffee, bzw. das Zubehör für die Abendmahlzeit hervorgeholt werden. So schließt sich immer wieder der Kreis, aus dem wir kein Ausweichen können. Geschirrputzen und namentlich Töpferscheu ist auch deshalb fast allgemein unbeliebt, weil es verderblich auf die Hände wirkt. So sagt man wenigstens, aber dies braucht keineswegs der Fall zu sein. Es ist noch nicht einmal unbedingt nötig, sich dabei des allerding sehr nützlichen Gumminhandschuhs zu bedienen, um die Hände zu schützen. Auch die ungeeignete Hand braucht bei dieser leider unumgänglichen Verrichtung nicht zu leiden, wenn wir nur darauf achten, sofort nach dem beendeten Abwasch die Hände gründlich in heißem, klarem Wasser mittels einer guten, milden Toilettenseife, Bimstein und einer Händewäsche gründlich zu reinigen und hinterher (noch feucht) mit einer Mischung von Glycerin, Zitronensaft und Arnikaftintur zu gleichen Teilen, die wir uns in kleinen Mengen immer frisch bereiten, einzutreiben. Auch dürfen wir mit den feuchten Händen nicht gleich ins Freie gehen, um sie vor dem Aufspringen zu bewahren.

Um die Hände, die regelmatig in die meiste oder minder scharfe Abwaschlauge greifen müssen, auch sonst zu schonen, bedient man sich zweimalig beim Abwasch des bereits vielfach gebräuchlichen Abwaschpinsels oder einer langstieligen Bürste. Das vorgewaschene Geschirr kommt in die mit klarem Wasser gefüllte Spülwanne, aus der man es mit einem Schaumlöffel heraushebt und möglichst schnell, solange es noch warm ist, abtrocknet. Überhaupt ist das möglichst heiße Wasser eine große Erleichterung beim Abwasch. Gläser, Gläster und Glasschalen, Silberlachen, Tablett, Tassen, Porzellanuntersäcke, Tee- und Kaffeetöpfe werden in klarem Wasser gewaschen, wobei man namentlich für das Glas die Spülflüssigkeit ja nicht zu heiß nehmen darf. Man fängt also mit diesen Gegenständen an und fügt, nachdem diese gereinigt sind, noch heißes Wasser und Soda oder Seife zu. Ein weiteres Erfordernis, um das Geschirr recht sauber und blank zu bekommen und auch die Hände zu schonen, ist der häufige Wechsel des Tropentuches. Es ist richtiger, bei einem Abwasch drei Tücher zum Abtrocknen zu benutzen, als eines, denn jedes von ihnen wird dabei weniger nass und schmutzig, und auch das Geschirr wird schneller trocken. Messer und Gabeln werden, ehe man sie abwäscht, mit Zeitungspapier abgerieben, die Messerkrüppen werden mit Scheuerland gereinigt, dann erfolgt das Abwaschen, Spülen und sogleich das Abtrocknen, denn Gabeln und Messer dürfen nicht lange liegen, da sie sonst unansehnlich werden oder gar rosten. Auch darf man Gabeln und Messer, die ein sog. Heft haben, aus Holz, Bein, oder auch Metall (also nicht aus einem Stück gearbeitet sind), immer nur schnell in das heiße Wasser tauchen, da sich sonst das Bindemittel löst und das Heft losfällt. Holzgeräte werden mit Sand und Seife abgeschlupft und mit heißem Wasser nachgespült, sind sie grün geworden, z. B. vom Petersilie-, Kohl- oder Spinatlaufen, so reibt man sie mit Essig ab. Nachdem die fettigen Teller usw. gereinigt sind, wechselt man das Wasser und wäscht Kochtöpfe, fettige Schalen und sonstige Küchengeräte ab. Die Kochtöpfe, die angeraut sind, reibt man vorher mit Sand und Zeitungspapier sauber und spülst sie unter der Wasserleitung ab; auch trocknet man sie nicht mit dem weißen Geschirrtuch nach, sondern reibt sie mit einem für diesen Zweck bereitgehaltenen dunklen Tuch (alte Schürze oder dergl.) trocken. Bratpfannen werden, um ein Rosten zu verhindern, nach dem Abtrocknen mit einer Speckschwarte eingerieben.